

4]

Das Gatthaus zum hungrigen Tamm.

Von Hans Röder.

(Schluß.)

Wenn nun die Herren Juristen im literarischen Verein sich über die großen Fragen der Literatur und der Wissenschaft erhitzen hatten, dann verstand es der Amtsrath vorrefflich, ohne daß die andern sich irgend eines Hintergedankens bewußt wurden, den juristischen Scharfsinn der erregten Gemüther auf irgend einen besonders kniffligen und zweifelhaften Rechtsfall hinzulenken. Dann ging es in den Sitzungen des literarischen Vereins gewöhnlich her wie auf einem Gericht, wenn sich die Richter zur Berathung zurückgezogen und über das Urtheil nicht einigen können. Man diskutirte hin, man diskutirte her, und der Herr Amtsrath lauschte aufmerksam auf jedes Wort, wie der Fuchs, der den Enten nachstellt. Bei literarischen Debatten dagegen verstand er es vortrefflich, entweder einen kleinen Nicker zu machen, oder er suchte und fand dann die Wahrheit in einer Flasche guten Mosel, während die anderen sich stritten. Man wunderte sich dann gelegentlich wohl, daß der Amtsrath Keck bei allen seinen Prozessen ein geradezu unheimliches Glück entwickelte. Selbst in Fällen, in denen sein Unrecht förmlich zum Himmel schrie, blieb er der obliegende Theil, denn nach dem Buchstaben der Gesetze hatte er immer Recht.

Zu den Sitzungen des Landwirthschaftlichen Vereins pflegte der Amtsrath regelmäßig einen seiner Volontäre mitzunehmen. Er bezweckte damit, seinen Kollegen und Bekannten immer wieder zu Gemüthe zu führen, wie sehr er sich die Ausbildung seiner jungen Leute angelegen sein lasse. Gleichzeitig wollte er diesen jungen Leuten bei der Gelegenheit den gehörigen Respekt vor der Tüchtigkeit und Wissenschaft ihres Lehrmeisters beibringen; denn er war recht eigentlich die Seele des Landwirthschaftlichen Vereins und verfehlte nie, sein Licht dort in vollster Glorie leuchten zu lassen.

So kam es, daß der Amtsrath Keck am zweiten Tage nach seiner Rückkehr sagte: „Herr Nauck, Sie können mich begleiten, wir wollen zusammen in den Landwirthschaftlichen Verein fahren. Holen Sie doch die Proben von den neuen Kartoffelsorten, die will ich mitnehmen, der Gärtner wird sie Ihnen geben.“ Der Volontär that das und der Gärtner gab ihm die Beutel mit den Proben. Dabei sagte derselbe: „Ach, kommen Sie doch bitte mit, hier hinten in den Mistbeeten habe ich gerade von der Aurora, der neuen Sorte, noch einige ganz große Stücke gefunden. Der Herr Amtsrath läßt ja jedes Jahr in den Mistbeeten von seinen neuen Sorten pflanzen. Die werden dann immer besonders groß, so groß wie dieses Jahr sind sie aber noch nie gewesen.“

Im Landwirthschaftlichen Verein ging es hoch her. Der Herr Amtsrath war in seinem Element, er hielt eine große Rede über die Kartoffelernte in Schmerlow. „Da sehen Sie, meine Herren,“ sagte er in dem lebhaftesten Ton, der ihm eigen war, „was man durch einen rationellen und wissenschaftlichen Wirtschaftsbetrieb auch unseren ärmsten Böden, wie Sie ja wissen, daß ich sie in Schmerlow habe, für kolossale Erträge abringen kann. Es ist fast unglaublich, aber im Durchschnitt meiner diesjährigen Gesamtternte habe ich pro Morgen, sage und schreibe 107 Zentner 23¼ Pfund Kartoffeln geerntet. Dabei hat sich meine neue Aurora ganz besonders bewährt. Ich kann sie Ihnen nur auf das angelegentlichste empfehlen. Sie wollen sich bitte an den Proben hier überzeugen, zu welchen Dimensionen sich diese vorzüglichste aller Kartoffeln, die ich noch dazu auf meinen Außenschlägen, auf Boden achter Klasse baue, auswächst. Der Ertrag der Aurora allein stellt sich auf beinahe 160 Zentner pro ein Viertel Hektar. Ich glaube, meine Herren, es ist nicht zu viel gesagt, so etwas ist noch gar nicht dagewesen; wir können in der That stolz sein auf die Erfolge, die wir der Wissenschaft verdanken.“

Unter allgemeinem Staunen wurden die Kartoffelproben herumgereicht. Man ließ eine Waage kommen und zwei Knollen der Aurora ergaben: die eine 411, die andere sogar 479 Gramm, also beinahe ein Pfund, ein geradezu unerhörtes Gewicht für eine Kartoffel. Während die Kartoffeln von Hand zu Hand gingen, rief plötzlich einer der sie Betrachtenden: „Meine Herren,

hier sitzt ja noch die reine Mistbeeterde, das ist wohl der Boden achter Klasse, auf dem diese wunderbaren Kunstprodukte gewachsen sind.“ Dabei holte dieser Herr aus den tieferliegenden Keimaugen der Kartoffeln feinen schwarzen Humusboden heraus und zeigte denselben den Nächststehenden. Alle Augen richteten sich auf den unbequemen Frager, und bald erklang es von verschiedenen Seiten: „Ja, wahrhaftig, die reine Mistbeeterde, das ist doch stark.“

„Aber, meine Herren, ich bitte denn doch sehr, Sie werden doch etwa nicht denken, daß ich Ihnen etwas Falsches berichtet,“ rief der Amtsrath etwas erregt, aber doch sehr selbstbewußt dazwischen, „im übrigen wird Ihnen Herr Dr. Nauck hier alle meine Angaben bestätigen.“ Dabei wandte er sich an Nauck, der neben ihm stand und die Proben ausgepackt hatte und sagte: „Nicht wahr, Herr Nauck, Sie wissen es ja ebenso gut wie ich, es sind doch 107 Zentner 23¼ Pfund pro ¼ Hektar?“

Der Amtsrath hatte erwartet, daß Nauck darauf seine Angaben durch Kopfnicken oder mit einem einfachen Ja beantworten würde, aber er täuschte sich.

Nauck sah seinen Lehrmeister groß an, dann sagte er mit erhobener Stimme: „Wie meinen Sie das eigentlich, Herr Amtsrath? Gestern haben Sie doch selbst noch bei Tisch erzählt, daß es dies Jahr eine gute Mittelerte in Kartoffeln mit 71 Zentner pro Morgen wäre! Uebrigens haben die Herren da ganz recht, ich habe die beiden großen Kartoffeln heute Morgen selbst aus dem Mistbeet geholt.“

Schallendes Gelächter und lautes „Bravo!“ „Bravo!“ „Das ist recht, daß der Schwindel endlich mal aufgedeckt wird!“ „Das wußten wir ja längst!“ So und so ähnlich klang es von mehreren Seiten in den Saal hinein.

„Meine Herren, ich bitte Sie, Sie werden mir, Ihrem langjährigen Vorsitzenden doch Glauben schenken? Der Herr Nauck hat mich offenbar gänzlich mißverstanden. Er ist ja noch jung und kränklich überdies, wie Sie sehen, hat er die Zahlen durcheinandergeworfen. So etwas kommt doch alle Tage vor,“ rief der Amtsrath.

Es dauerte aber eine geraume Zeit, bis die allgemeine Heiterkeit sich wieder legte, obgleich die Gönner des Herrn Keck sich sogleich ins Mittel legten, um die Gemüther wieder zu beruhigen.

Seine Wuth meisterhaft niederklämpfend wußte der Amtsrath es geschickt zu verhindern, daß Nauck noch weiter zu Worte kam. Es gelang ihm das um so leichter, da dieser fremd und außerdem auch sehr junger unter den meist älteren Herren dieser Versammlung war. Er wich demselben auch nicht von der Seite und war die reine Liebenswürdigkeit gegen ihn, denn er war viel zu klug und erfahren, als daß er eine Schlächt so leicht verloren gab, selbst wenn die Sache für ihn durchaus schlecht stand. Er wußte genau, daß er in einer solchen Lage nichts Dümmeres hätte thun können, als wenn er etwa Ferkengeld gab. Darum zog er die Sitzung des Vereins länger hin als je und ließ den ganzen Zauber seiner Beredsamkeit auf die Mitglieder wirken. Schließlich entstand eine allgemeine Zecherei, die Köpfe umnebelten sich, und der Wirth rieb sich die Hände. Vergnügter noch aber war der Amtsrath Keck, denn mit dieser klugen Taktik hatte er den schweren Schlag, der gegen ihn geführt worden war, glücklich parirt. Das Unliebsame des ganzen Vorfalls verwißte sich in den schweren Köpfen, und in der Erinnerung blieb dieser Zwischenfall den meisten nur als eine heitere und unschuldige Episode zurück. . . .

Der Amtsrath Keck lehnte sich schweigend in die Ecke seines Wagens zurück, neben ihm saß Nauck. Sie befanden sich auf dem Heimwege nach Schmerlow. Nauck hielt den Augenblick für gekommen, um mit dem Amtsrath abzurechnen. Er unterbrach daher das Schweigen mit den Worten: „Herr Amtsrath, Sie sagten ja heute selbst, daß ich kränklich sei, und ich muß gestehen, ich fühle es selbst, der Kost, die bei Ihnen verabreicht wird, ist mein Magen in der That nicht gewachsen. Wenn ich noch länger bei Ihnen bleibe, geht meine Gesundheit wieder vollständig zum Teufel. Ich wollte Sie deshalb fragen, ob Sie damit einverstanden sind, wenn ich Sie bereits zum Ersten wieder verlasse.“

„Was Sie sagen, Herr Nauck! Das werden Sie doch nicht thun!“ erwiderte der Amtsrath. „Sie sind nur zu lebhaft,

Sie reiben sich selbst auf. Sie müssen ruhiger werden, dann wird auch Ihre Gesundheit sich bessern. Im übrigen sind Sie mir, wie Sie zu wissen, ein lieber Schüler, Sie zeigen Interesse und Verständnis für die Landwirtschaft, es sollte mir wirklich leid thun, wenn Sie mich verlassen. Sie werden sich die Sache noch anders überlegen."

"Sehr schmeichelhaft, Herr Amtsrath," entgegnete Naud in spitzigem Tone. Er war wüthend, daß der Amtsrath auch mit ihm wieder Komödie spielen wollte. Deshalb fuhr er etwas erregt fort: "Sie können sich darauf verlassen, Herr Amtsrath, daß ich meinen Willen durchsetzen werde, und ich wollte Sie nur noch fragen, ob sie bereit sind, mir die Pension für die zwei Monate im Betrage von vierhundert Mark zurückzahlen?"

"Das ist doch nicht Ihr Ernst, Herr Naud," antwortete der Amtsrath etwas zurückhaltend. "Sie sind ja allerdings Ihr eigener Herr. Wenn Sie durchaus fortwollen, werde ich Sie natürlich nicht halten. An unsern Abmachungen kann deshalb aber selbstverständlich nichts geändert werden."

"Also ich frage Sie nochmals" entgegnete Naud schroff und herausfordernd, "wollen Sie mir das Geld herauszahlen oder nicht?"

"Ich sagte es Ihnen ja bereits," gab der Amtsrath piquirt zur Antwort, "das wäre ja noch besser, das fällt mir nicht im Traume ein."

"Sie wollen also nicht Herr Amtsrath? . . . Schön, dann werden wir beide Krieg führen, und es wird sich ja zeigen ob Sie stärker sind als ich. Aber das sage ich Ihnen, so wahr ich Gotthilf Naud heiße, Herr Amtsrath, Sie werden mir mein Geld zurückzahlen, darauf können Sie sich verlassen. So dumm sind wir Berliner denn doch nicht, daß wir mit den Leuten vom Lande nicht fertig werden könnten und wenn sie auch noch so gerieben sind."

Der Amtsrath rückte auf seinem Sitze unruhig hin und her, während Naud in großer Erregung diese deutliche Rede zu ihm redete, dann erwiderte er selbst sehr erregt: "Was fällt Ihnen eigentlich ein! Das ist ja unerhört! Ich verbitte mir, daß Sie mir gegenüber einen solchen Ton anschlagen!"

"Wenn Ihnen dieser Ton nicht behagt, Herr Amtsrath, dann steigen Sie doch bitte aus," gab Naud ironisch zur Antwort. "Im übrigen wollen Sie sich gefälligst merken, Herr Amtsrath, daß Sie sich mir gegenüber gar nichts zu verbitten haben. Sie haben überhaupt weder das Recht noch die Macht, mir etwas zu befehlen, Herr Amtsrath. Bitte, beherzigen Sie das und sollten Sie es nicht thun, dann werde ich Ihnen beweisen, daß ich noch in ganz anderen Tönen mit Ihnen reden kann."

Der Amtsrath war feuerroth geworden; aber er wagte nicht, weiter etwas zu sagen, nachdem er gesehen hatte, daß er sich einem Gegner gegenüber befand, der sich durch nichts einschüchtern ließ und auch vor den alleräußersten Tönen im Umgang mit Menschen nicht zurückschreckte. Zudem befürchtete er, wenn der Streit noch heftiger würde, daß schließlich der Kutscher trotz des verschlossenen Wagens etwas hören könnte. Auch Naud beruhigte sich allmählig wieder, und die beiden blieben schweigend neben einander sitzen. Kurz, ehe sie nach Schmerlow einfuhren, unterbrach Naud noch einmal das Schweigen.

"Herr Amtsrath", sagte er, "noch eins! Ich werde morgen nach Berlin fahren und mit meinem Arzt Rücksprache nehmen. In drei Tagen bin ich wieder hier. Bis zum Ersten haben wir noch acht Tage, Sie haben also Zeit, sich die Sache noch einmal zu überlegen."

Der Amtsrath erwiderte gar nichts, er sah starr vor sich hin, sein Gesicht war faßl. Am andern Morgen ganz früh fuhr Naud nach Berlin. Nach drei Tagen kam er spät am Abend zurück. Am andern Tage sollte große Jagd in Schmerlow sein. Der Amtsrath war während der drei Tage sehr verstimmt. Wo er hinkam, hatte er zu mäkeln. Er fluchte und wetterte, seine Leute hatten so schlechte Tage noch nie gehabt. Der Amtsrath Red befand sich zum ersten Male in seinem Leben in einer Lage, in der er zu keinem Entschlusse kommen konnte. Sollte er Naud einfach rauswerfen und sein Geld zurückzahlen? Dagegen bäumte sich sein Innerstes auf und doch fürchtete er, daß dieser unberechenbare Mensch, der sich nicht so einfach hatte über den Haufen rennen lassen, ihm noch irgend welche weiteren unverhofften Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Oder sollte er weiter versuchen, wie er das schon so oft erfolgreich gethan hatte, ihn mit aller Höflichkeit so ganz allmählig fortzugraulen? Das

würde bei diesem rabiaten Menschen nichts fruchten. Kurz, der Amtsrath konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Die Thurmuhre in Schmerlow schlug 1 Uhr. Der Nachtwächter hatte weit hinten im Dorfe den Schlag der Uhr mit seiner Pfeife begleitet, um anzukündigen, daß er auf dem Posten war. Sonst herrschte ringsum tiefes Schweigen. Die Gebäude warfen in der halbdunkeln Mondnacht weite Schatten. Auf dem Herrenhause in Schmerlow öffnete sich ganz leise die Dachluke. Eine graue, kaum sichtbare Gestalt, die in der Hand ein großes Pappschild trug, tauchte geräuschlos empor und schlich vorsichtig am Blitzableiter entlang. Es war Naud. Er befestigte das Schild oben am Blitzableiter und verschwand dann wieder ganz leise in der Dachluke.

Bald nach 7 Uhr morgens sollten die ersten Equipagen auf den Schmerlower Gutshof. Der Herbsttag graute kaum, es herrschte ein naßkaltes, nebligtes Wetter. Punkt 8 Uhr sollte das erste Treiben gleich am Gehöft im Parke beginnen, sonst konnten die großen Felder an einem Tage nicht abgetrieben werden. Man hatte sich vor dem Herrenhause versammelt. Die Jagdgesellschaft war bereit und wollte sich eben in Bewegung setzen, da hob mit einem Male einer der Jagdgäste die Hand hoch. Er zeigte nach dem Dach des Herrenhauses und rief: "Aber, mein lieber Amtsrath, was haben Sie sich denn da zugelegt?" Dabei las er laut die Worte: "Das Gasthaus zum hungrigen Lamm". Diese Worte prangten in großen Lettern oben auf dem Dach am Blitzableiter auf einem großen Schilde, in dessen Mitte ein goldenes Lamm gemalt war.

Ein schallendes Gelächter erklang aus der Mitte der Jagdgäste und Treiber. Es war ein förmlicher Aufruhr. Nur der Amtsrath stand wie versteinert und starre das wunderbare Zeichen an. Er bebte am ganzen Körper, während sich die anderen vor Lachen schüttelten. Endlich faßte er sich und sagte: "Bitte meine Herren, wir wollen anfangen." Dabei rannte er wie ein Rasender den anderen voraus, um nur dies schreckliche hungrige Lamm mit dem Goldfelle aus den Augen zu bekommen. Dann gab er ganz heimlich Befehl, daß dieses abscheuliche Dingsda sofort vom Dache heruntergeholt würde.

Die Jagd nahm ihren Anfang; aber es war ein Unglückstag oder vielmehr ein Glückstag für die Hasen. Nicht nur der Amtsrath schoß, daß es zum Erbarmen war, auch die anderen Schützen waren zerstreut. Es wurde sehr viel fehl- und sehr viel krank geschossen, aber nur wenig zur Strecke gebracht. Bloß Naud machte Treffer auf Treffer und hatte einen kolossalen Anlauf. Der Amtsrath schlich den ganzen Tag über so elend und geknickt umher, als wäre er in einen von der großen Herde seiner drehkranken Hammel hineingefahren.

Sobald er einmal in die Nähe Naud's gerieth, warf er demselben einen scheuen Blick zu und machte dann einen großen Bogen, um nur ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Am liebsten hätte er die ganze Jagdgesellschaft zum Teufel gejagt, aber das ging doch nicht.

Endlich war es Abend, die Jagdgäste hatten sich umgelleidet und nahmen an einer großen in Hufeisenform gedeckten Tafel das Jagddinner ein. Der Sekt wurde eingegossen. Freudige Ueber-raschung ging durch die Reihen der Gäste, denn der Amtsrath hatte ganz gegen alles Herkommen in den vorhergehenden Jahren in anbetracht des Nothstandes der Landwirtschaft mit einem Male nur noch Nothwein und leichten Mosel bei den Jagddinners auffahren lassen. War er doch von jeher erfolgreich bemüht gewesen, um so mehr den armen Mann zu spielen, je besser seine Geschäfte gingen. Niemand ahnte, daß er in einem benachbarten Bundesstaate in den Kellern einer großen Bank ein diebes- und feuersicheres Abtheil gemietet hatte, das Schätze enthielt, von denen in seinen Steuer-erklärungen nichts zu entdecken war. Heute fiel der Amtsrath aus seiner Rolle. Er wollte sich seinen Nachbarn angenehm machen. Der Sekt sollte die letzten Spuren des unliebsamen Zwischenfalls im Landwirtschaftlichen Verein in ihrer Erinnerung auswischen.

Im Auftrage des Amtsrathes, der wie ein zerknirschter Sünder in der Mitte der Tafel dem Herrn Landrath gegenüber saß, verlas der Oberinspektor das Resultat der Jagd und rief den Jagdkönig aus. Es war Naud.

Als der Braten aufgetragen werden sollte, erhob sich Naud, schlug an sein Glas und brachte den üblichen Toast auf den Jagdherrn mit folgenden Worten aus:

"Hochverehrte Anwesende! Als der Günstling der Diana, der königlichen Göttin der Jagd, ist mir die hohe Ehre zu

theil geworden, die Gesundheit unseres gütigen Jagdgeber ausbringen zu dürfen. Es war ein Tag reich an Ueber- raschungen, aber wohl noch nie hat sich der köstliche Humor unseres liebenswürdigen Jagdherrn glänzender gezeigt als heute. Die feinste Blüthe des Witzes ist die Selbstironie, und darum, meine hochverehrten Anwesenden, werden Sie mir gewiß beipflichten, wenn Sie auf diese üppige Tafel blicken und sich zugleich des schelmischen Schildes erinnern, mit dem der Herr Amtsrath uns heute morgen überraschte; ich sage, meine hoch- verehrten Anwesenden, Sie werden mir beipflichten, der Herr Amtsrath, unser gütiger und geistreicher Gastgeber, hat sich selbst übertroffen an Witz und Geist. Das Gasthaus zum hungrigen Lamm wird gewiß weit und breit noch lange in diesem Kreise als ein Ideal der Gastfreierheit und heiterer Geselligkeit in der Erinnerung der Geschlechter fortleben. Ich zweifle also nicht, daß Sie, meine hochverehrten Anwesenden, aus vollem Herzen mit mir einstimmen in den Ruf: „Unsere gütigen Gastgeber, der Herr Amtsrath Keck und seine Frau Gemahlin, seine Familie, kurz das ganze Gasthaus zum hungrigen Lamm, sie leben hoch und abermals hoch!“

Mit donnernden Hochs fielen die Jagdgäste ein. Das alte Herrenhaus in Schmerkow erzitterte in seinen Grund- vesten; ein solcher Beifallsturm war noch nie durch seine Mauern gegangen.

Am andern Vormittage ließ der Amtsrath Keck Naud in sein Zimmer bitten.

„Ich habe mir die Sache überlegt, Herr Naud,“ empfing er ihn, „ich will bei Ihnen eine Ausnahme machen, wenn Sie doch durchaus mein Haus verlassen wollen. Hier sind Ihre 400 Mark zurück.“ Er zählte 20 Doppelkronen auf den Tisch. „Sehen Sie, Herr Amtsrath, wer hat Recht behalten?“ erwiderte Naud, „Sie kennen uns Berliner noch nicht.“ Lächelnd steckte er sein Geld ein, verneigte sich und ging.

Sonntagsplauderei.

Auf einer Wanderschaft im Lande Franken lehrte ich vor wenigen Jahren in der guten Universitätsstadt Erlangen ein. Müde und gemächlich saß ich im Gasthof vor meinem Krug Bier. Es war ein altes Haus mit eng-heimlicher, verräucherter Wirthsstube. Die kleine Bürgerschaft verkehrt gern darin. Die Leuten, die sonst friedlich ihren Abendstoppchen trinken und allenfalls an kleinen Hänseleien unter einander Spaß haben, waren in hellem Aufruhr. Wenn das wirzige Erlanger Bier Wochen hindurch matt und schaal gelaufen wäre, sie hätten nicht erbotter sich geben können. Und was war der Grund dieser Aufregung? Ein Kapitel aus der örtlichen Studentengeschichte. Am Tage zuvor hatte Erlangen nämlich sein Ereigniß. Es gab ein großes Wagner-Konzert in der Stadt; und den Herren Studirenden gefiel es, während der Konzert- Vorträge von ihren „Herrenrechten“ ausgiebigen Gebrauch zu machen; die studentische Jugend amüßte sich eben. Mit ihren Stöcken klopfen die feinen Herrchen den Takt, sie pfliffen oder trieben ähnliche Kurzweil mehr. Der akademische Jüngling machte einmal den Philister recht gründlich ärgern.

Zu kleinen Universitätsstädten läßt sich der Bürgermann vieles bieten, um des lieben Friedens und des Geschäftes willen. So ließ man denn die rüden Ruhestörer gewähren und warf sie nicht aus dem Konzertsaal heraus. Um so tapferer entrüstete man sich insgeheim über die „Nohlunge“ und jammerte hernach beim Biere über die unausföhrliche Wirthschaft, die unter den jetzigen Studenten eingeriffen sei. Natürlich fehlte es nicht an Stimmen, die die Hauptschuld auf den großen Zuwachs von preussischen Studenten schoben. Derlei bleibt immer ein Trost für ein braves Erlanger Herz. Die ganze Wirthshausrevolte war zu pußig; und erst das Gezeter über die preussische Studentenschaft, die in die heimischen guten Sitten die Verwilderung trage. Dabei ist der Lokalpatriotismus in jedem Halbjahre aufs neue gerührt, wenn er erfährt, wie der „Glanz unserer Hochschule“ in stetigem Wachsen begriffen sei, wie sich die Frequenz wiederum gehoben habe, wie der Zuzug von außerhalb gestiegen sei; und der Name jedes Studenten aus „distinguirtem Hause“ wird im Lokalblättchen sorgsam verzeichnet. Auf der einen Seite Liebedienerei um die Herren Studenten, auf der freilich so mancher arme Tensel direkt angewiesen ist; auf der andern der heimliche Groll, der sich unschädlich auf der Bierbank Luft macht.

Es ist wirklich ein frommer Selbstbetrug, wenn der süd- deutsche Speißbürger, der von studentischen Hüpeleien geplagt wird, dies mit Einseitigkeit auf preussische Invasion zurück- führt. Als ob der hochfahrende Sinn eines großen Theils der akademischen Bürger an Landsmannschaften gebunden wäre. Kaum je zuvor wurde der studentische Dünkel so zärtlich gepflegt als in unseren Tagen. Selbst in jener Epoche unsäglicher Verrohung, die uns das komische Heldenepos vom renommierten Studenten als literarisches Denkmal hinterließ, war das Herren-

bewußtsein dieser Gesellschaft dem heutigen nicht entfernt gleich. Der Renommist von damals war ein unfrischer, halbverkommener Kaufbold, der mit seiner Plempe herumfuchtelte, bald Liebe theilte, bald sie ehrlich und gedoppelt wiederbekam; von Handwerks- burschen, mit denen er auf den Dörfern Händel suchte, wie von Nachwächern. Der Renommist von heute ist ein geschmieglter und gebügelter junger Herr. Vom fahrenden armen Burschen ist nichts mehr bei ihm übrig geblieben. Er ist es, auf den die Würdenträger wohlgefällig blicken. Er ist der Stolz und die Zukunft der Nation. Er ist der Nationaliste der Nationalen. Er ist der Hort des Reichs- gedankens, und die Avantgarde des Preußenthums. Was Wunder, daß die Köpfe dieser Jugend sich zu maßloser Ueberhebung ver- wirren, und daß diese Ueberhebung leicht zu Ausschreitungen inner- licher Rohheit ausartet.

An öffentlicher Gerichtsstätte in München hat der Ober-Amts- richter Rupprecht dieser Tage erst ein bitteres Mahnwort gesprochen. Er hat bestätigt, wie die widrigsten Kadavertzen, die von Studenten ausgehen, sich häufen; wie die Gerichte beständig mit häßlichen Aus- schreitungen sich befassen müssen, die man, wollte man noch so sehr schön färben, nicht mehr als „Studentenstreiche“ bezeichnen kann. Das Mahnwort war gewiß gut gemeint; an der inneren Blafirtheit dieser Studentenschaaren aber muß es verhallen. Jugendfeuer er- glüht nur an Ideen, die auf die Zukunft weisen. Was soll ein Geschlecht beginnen, das für nichts zu kämpfen weiß, dem man Tag für Tag vorredet, es sei groß geworden und geadelt gleichsam unter den übrigen Geschlechtern?

Was solcher Herrlichkeitsdünkel zeitigt, hat ein grotesk-komisches Vorkommniß in der österreichischen Universität Graz in der jüngsten Zeit gelehrt. Dort grasirt besonders der teutonische Herrlichkeits- wahn, und in diesem Wahn gefiel es einem jungen akademischen Bürger, einen Mitstudirenden mit Namen Arlt zu verlesen. Arlt ist ein Nachkomme des berühmten Augenarztes gleichen Namens, der von unabweisbar deutscher häuerlicher Herkunft ist. Der bedeutende Professor Arlt aber hatte die Unvorsichtigkeit, in den vierziger Jahren die Tochter eines getauften Juden, eines Arztes, zu heirathen. Das mußte der Enkel dieses Mannes büßen. Er bleibt ein „Judenstämmling“, den jeder Teutone dreist beleidigen und tranken darf. Da der junge Arlt Reserveoffizier ist, so meinte er nach den Ehrbegriffen, in denen er befangen ist, den Beleidiger fordern zu müssen. Da kam er aber schön an. Sein Beleidiger gehört einer Verbindung an, die einem Juden oder Juden- stämmling (und reichste der Stämmling bis ins sechste Geschlecht zurück) grundsätzlich keine „Satisfaktion“ giebt. Ob Herr Arlt nun seinen Offiziersrang verlieren wird? Was aus diesem lächerlichen Handel noch werden soll, eine Prügelei oder Knallerei, ist an sich gewiß gleichgültig. Aber als Merkmal besonderer studentischer Geistesverfassung verdient solches Vorkommniß ver- zeichnet zu werden. Erstarrung, Rückbildung auf allen Linien.

Ob dieser Jugendblüthe Deutschösterreichs eine Ahnung davon aufdämmern könnte, in welchem komischen Mißverhältnis ihr teutonisches Maulheldenthum zu den schöpferischen Leistungen für die deutsche Gesamtheit steht? In Wort und That der über- schwänglichste Nationalismus, in der deutschen Kulturthätigkeit ein Nichts! Hat der Sueger-Kummel das Pöhlbürgerthum ausgerüttelt, es aus seiner Tenselfaulheit geweckt, wie selbst Leute annehmen, die wohl tiefen Groll vor der Wirthschaft der Liberalen empfanden, im übrigen aber durchaus nicht auf Seiten der Wiener Antisemiten standen? Die Leute athmen dieselbe Stidluft weiter und sie merken es kaum, wie ihre stolze Kulturstätten von einst geistig verarmen.

Da haben sie vor Jahren im Wiener Stadtgarten das Denkmal Franz Schubert's, der „Wiener Nachtigall“, errichtet. Heute, da der hundertste Geburtstag des melodienreichen Liederkomponisten wiederkehrt, werden sie zu hunderten, gebläht von lokalpatriotischem Stolz — und die Wiener Abart davon muß man kennen — dahin wallfahrten. Sie werden das Denkmal mit Blumen und Kränzen überschütten, und der ärmlichste Vorstadt-Philister, dessen musikalischer Ideal bisher der rührselige Gassenhauer war, wird mit den Festrednern mitschlagen: „Er war unser!“ Gewiß, Franz Schubert war ein Wiener vom Wirbel bis zur Zehe. Aber sein Wienerthum war vergeistigt und veredelt; so wurde er eins der stärksten und fruchtbarsten lyrischen Talente des ganzen Deutschlands. Schubert's Lieder mund spricht überall mit vertrauten, wohligen weichen Klängen; und heute feiern Berliner Arbeiterkreise sein Andenken in besonders festlichen Ver- anstaltungen.

Wie wird's den Wienern, wenn sie in ihrer jetzigen Armuth sich des Reichthums von ehemals erinnern, wo sie in der Musik z. B., der deutschesten der Künste, wie sie ein geistvoller Mann ge- nannt hat, die Führung in der Welt hatten? Fast ist es, als fürbe ihre geistig schöpferische Kraft im täglichen, wüsten Madau ab. Wo ist unter den brüllenden Deutschthümlern der Nach- wuchs, der für Deutschland Interesse und Bedeutung hätte? Und das wird am Ende auch der bornirteste Student einsehen, daß ein Mensch, der etwas Tüchtiges schafft, den Nationalwerth mehr hebt, als der lauteste Schreier, der beim zehnten Glas Bier die Echtheit seines Deutschthums verkündet. Es ist wirklich an der Zeit, daß die österreichische Sozialdemokratie hier mit eisernem Besen dazwischenfährt und, so groß oder so klein an Zahl sie ins Parlament einziehe, dem öffentlichen Geist neuen Aufschwung gebe. Sonst bleibt dort die Stupidität Trumpf.

„Jakob, der Letzte“

heißt der Roman, mit dessen Abdruck wir am nächsten Dienstag beginnen werden. Es ist eine Waldbauerngeschichte aus der Gegenwart und schildert die Art und Weise, wie in den Thälern, auf den Hängen der Alpen einzelne Kleinbauern, ganze Gemeinden von den Großgrundbesitzern und über Nacht reich gewordenen Spekulanten „gelegt“ werden; wie dieses „Legen“ mit allen Mitteln, von der raffiniertesten Gehegsauslegung bis zur kleinsten persönlichen Bosheit betrieben wird; wie die ehemaligen feßhaften Kleinbesitzer in die Fremde gejagt, hier zu Proletariern werden, verderben und untergehen; wie irakler, der Wildniß mit Schweiß und Blut abgerungener Kulturboden, auf dem seit Jahrhunderten der Pflug ging, die Sichel kirrte, wieder aufgeforschet, wieder zur Wildniß wird, in der Hirsch und Reh das Jägerauge ergötzen, der Fuchs nach Raub schleicht. Der Autor des Werkes heißt Peter Rosegger. Als der Sohn eines obersteirischen Waldbauern wuchs er auf. Da das schwächliche Büßchlein sich nicht zu der harten Landarbeit eignete, that man es zu einem Schneider in die Lehre. Und nun wanderte er jahrelang mit seinem Meister von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, von einer weltfernen Einsicht zur andern, und schniderte „auf der Stör“ für Männlein und Weiblein, was sie gerade brauchten. Aber das junge Schneiderlein hielt nicht bloß die Augen, sondern auch die Ohren offen. Was er an Volksliedern und Gefängen hörte, das schrieb er auf, dichtete wo es noth, selbst etwas hinzu und hatte davon bald ein ganzes Heft voll. Es fand sich ein Verleger, und dem ehemaligen Waldbauernbuben ward es möglich gemacht, in seinen ersten Mannesjahren eine höhere Schule zu besuchen. Von da an beginnt Rosegger's Aufstieg. Heute ist sein Name bekannt, soweit die deutsche Zunge klingt.

Was der Dichter mit seinem „Jakob, der Letzte“ gewollt, wird unsern Lesern klar und deutlich entgegentreten. Es bleibt nur übrig, etwas über die Mittel zu sagen, die der Autor anwandte, um die von ihm gewollte Wirkung zu erzielen. Rosegger ist Realist, in dem Sinne, daß er die Bauern und Waldbleute, die im „Jakob der Letzte“ handelnd auftreten, hinstellt, wie er sie wirklich gesehen, als Waldbauernbub, als Bauernschneider dann und als gereifter Mann, der seine Heimath bis in den letzten Winkel kennt. Es ist kein falscher Zug an diesen Menschen, kein aufgesetztes Licht, kein geschneidertes Aeußere und keine gebügeltten Gefühle, es sind Alpenbauern, keine in Lodengewänder gesteckten Stadtkente. Sie denken wie Bauern, handeln wie Bauern, reden und leben wie Bauern. Eins, und zwar das nach der naturalistischen Heilslehre Hauptsächlichste, hat der Dichter allerdings nicht vorgeführt, und zwar: das Brutal-Noth. Wir glauben nicht, daß sich unsere Leser besonders darüber grämen werden.

Aber Rosegger ist nicht bloß Dichter. In vielen seiner Werke stellt er sich auch als Sozialpolitiker vor. So auch in „Jakob der Letzte“. Dem Sohn des Waldbauern erscheint seine Jugend und die Verhältnisse, die ihn damals umgaben, jetzt, da sie weit hinter ihm liegen, im roßigen Lichte. Das patriarchalische Verhältniß, das früher auf dem Lande zwischen Dienstgeber und Dienstnehmer bestand, deutet ihm gut, und er wünscht es wieder hergestellt. Und vielleicht noch manche andere Ansicht des Sozialpolitikers Rosegger wird unseren Lesern ein leises Lächeln entlocken. Mit recht. Aber nicht um diesen Rosegger, der in dieser Beziehung niemals über den Gesichtskreis des Kleinbürgers sich erhob, handelt es sich hier, sondern um den Dichter Rosegger. Und dieser, so hoffen wir, wird unsern Lesern gefallen. —

Kleines Feuilleton.

— Eine Menge der absonderlichsten Projekte hat die für 1900 angelegte Pariser Weltausstellung hervorgerufen. Ein südfranzösischer Ingenieur, namens Michel schlägt vor, alle Knochen aus den Pariser Katakomben zu holen und damit Triumphbogen zu errichten, um den Menschen zu zeigen, was nach hundert Jahren von ihnen übrig bleibt; diese würden sich nach diesem Schauspiel desto eifriger in den Strudel der Vergnügungen werfen. Ein zweiter Erfinder möchte die Besucher der Ausstellung auf einer Kugel durch einen starken Wasserstrahl bis in eine Höhe von 200 Metern befördern, was einen ganz angenehmen Zeitvertreib bieten würde. 200 Meter sind einem anderen Ingenieur viel zu wenig. Er möchte in der Höhe von 1000 Metern eine Plattform von 1000 Quadratmetern errichten, auf die noch ein Thurm mit großem elektrischen Reflektor käme. Auf diesen Thurm möchte er dann einen Erdglobus von 100 Metern Durchmesser und auf diesen ein 50 Meter hohes Standbild setzen, einen französischen Soldaten in Feldabjurierung, in einer Hand eine Trompete, in der anderen einen Delzweig. —

Kunst.

— Die in dem alten Reichstags-Gebäude untergebrachte Wereschagin-Ausstellung enthält über hundertundfünfzig Gemälde, Farbenstudien und Photographien, außerdem in zwei Schränken eine ganze Anzahl altrussischer Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände. Die Hauptanziehungskraft der Sammlung wird von den Bildern ausgehen, die Episoden aus dem russischen Feldzuge Napoleon I. zur Anschauung bringen; die Gemälde sind erst kürzlich vollendet worden und in Berlin noch nie

ausgestellt gewesen. In ihnen findet man den Maler der russisch-türkischen Kriegsbilder wieder. Nichts „Heroisches“, keine gestellte Szene, Epifodenhaftes nur, aber mit allen Mitteln der Kunst zur Darstellung gebracht: Napoleon den brennenden Kreml besichtigend, Napoleon in einer Bauernhütte grübelnd, ob er den Zug fortsetzen oder umkehren soll, der Rückzug der großen Armee mit allen seinen Schweden u. s. w. All das ist mit der raffiniertesten Technik gemalt und wird gewiß vielen gefallen. Was uns betrifft, so halten wir es lieber mit dem Wereschagin, der ein sonnüberglühtes Stück Felsenlücke auf die Leinwand bannt, oder sandige Inseln der Dwina, das Innere einer russischen Holzkirche, das von Falten über und über zeriffene Antlitz einer neunzigjährigen Bettlerin. In dem Schöpfer dieser Gemälde erkennen wir den echten Wereschagin, dessen pantheistisches Mitleid alles Seiende mit gleicher Liebe umfängt, mit gleicher Treue in Wille festhält. Ein ganzes Zimmer ist ausgefüllt mit den Photographien jener Bilder, die der Künstler früher gemalt, der Szenen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, der Palästinaabilder, die einst den Zorn des Wiener Erzbischofes und noch mancher anderer erregten, der Gemälde, die der Reise des Künstlers nach Zentralasien ihre Entstehung verdanken. Und hat man das alles gesehen, dann wird man noch einmal zu den Farbenstücken zurückkehren, den Schneestudien vor allen, die beweisen, wie ernsthaft und ehlich es dieser Russe mit seiner Kunst meint. Es ist ein reiches Künstlerleben, das uns in der Wereschagin-Ausstellung entgegentritt, ein großes Können, das keiner Schule sich zu eigen gegeben, das alle Darstellungsarten beherrscht, auf keine aber schwört.

Die Ausstellung wird am 1. Februar eröffnet. —

Medizinisches.

— „Bluter“. Es giebt Menschen, die bei der geringsten Verletzung, wie z. B. einer einfachen Schnittwunde oder beim Ausziehen eines Zahnes, in Gefahr sind, sich zu verbluten; ihrem Blute fehlt die Gerinnfähigkeit, und deshalb rinnt selbst aus den kleinsten Haargefäßen das Blut unaufhörlich, und die Blutung steht niemals von selbst. Bei größeren Wunden, besonders wenn sie sich nicht nähen lassen, ist natürlich die Bluthilfllung sehr schwierig, die sichtbaren Gefäße kann man ja zubinden, aber aus dem Gewebe entleert sich soviel Blut, daß der Zustand gefährlich werden kann. Die Ursache des Leidens ist nicht bekannt. Der Zustand gilt als erblich, und man kennt ganze „Bluterfamilien“. Es darf daher die Mittheilung über eine eigenartige Bluthilfllung, welche Dr. Wienwald kürzlich in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ machte, wohl allgemeines Interesse beanspruchen. Ein Kind, welches sich als echter Bluter entpuppte, hatte sich eine etwa 1,5 Zentimeter lange Wunde an der linken Schläfengegend zugezogen. Trotz Anlegens eines Kompressionsverbandes blutete es bald durch, so daß reichlich Blut über die Wunde floß. Dr. W. tamponierte sodann mit Eisenchlorid-Watte, aber schon am Nachmittag hatte es so stark durchgeblutet, daß alle Verbandstoffe trieften. Das Kind war schon äußerst blutarm geworden, die Lippen waren wachsbleich, da kam Dr. W. auf den Gedanken, gesundes, gerinnungsfähiges Blut auf die Wunde zu bringen. Er entnahm dasselbe mit einer Pravazschen Spritze vom Vorderarm der Großmutter des Kindes aus einer oberflächlichen Blutader und spritzte es in die Wundhöhle. Es gerann dortselbst, die Wunde blieb trocken und heilte ohne weiteres. —

Technisches.

— Ueber den Simplontunnel werden folgende nähere Angaben gemacht: Mit 19 731 Metern Länge wird er der längste aller bis jetzt erstellten Tunnel sein (Gotthard 14 900, Mont-Genis 12 220, Arlberg 10 250 Meter). Seine Höhe über Meer beträgt nur 6—700 Mtr. Dadurch sind die Tunnelgänge leichter erreichbar als bei den fast doppelt so hoch liegenden anderen Alpentunnels, und die nördlich und südlich des Simplons vorhandenen großen Wasserkräfte lassen sich günstiger zum Bohren, Lüften und Röhlen des Tunnels verwenden. Die über dem Tunnel lagernde große Gebirgsmasse bedingt auch eine hohe Temperatur im Tunnel; man berechnet dieselbe auf höchstens 40 Grad C. Der Bohrergesellschaft wurde die Verpflichtung auferlegt, die Temperatur an den Arbeitsstellen unter 25 Grad C. herabzudrücken. Das Nordportal liegt 53 Meter höher als das Südportal. Des Wasserabflusses wegen steigt der Tunnel von Norden 2,90 bis zur Mitte und fällt von dort aus 7/100 bis zum Südausgang. Von der Gesamtlänge fallen 8330 Meter auf italienisches Gebiet. Die Baukosten des Tunnels sind auf 54 1/2 Millionen Franken veranschlagt; der Bau soll nach 5 Jahren 4 Monaten vollendet sein. —

Humoristisches.

— Der französische Schriftsteller Alexander Dumas war eines Tages von seinem Hunde in die Hand gebissen worden. Kaum war die Nachricht davon bekannt geworden, als ein gewisser Maron sich bei ihm einfind und ihn um ein paar Worte von seiner Hand ersuchte. „Sie kommen wirklich sehr ungelegen“, erwiderte der Dichter. „mein Hund hat mich gestern gebissen und mit der linken Hand bin ich sehr ungeschickt.“ „Ja, gerade deshalb komme ich ja“, war die Antwort, „man sagt, Ihr Hund habe die Tollwuth, und in diesem Falle werden Ihre Autographen vielleicht bald sehr selten werden.“ — Wir kalkuliren, daß Herr Maron nach diesen Worten nicht mehr Zeit fand, die Thür von draußen zuzumachen. —